



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Politiker erscheinen, wie wenig nationale Vorteile die Deutschen für ihre politischen und Kulturdienste zu erwerben gewußt, mit wie wenig Erfolg sie selbst der anschwellenden Flut des Nativismus entgegenzutreten vermocht haben. Hier liegen die Aufgaben der Zukunft des Deutschthums in Nordamerika, zu deren Lösung, wir wiederholen es, die historische Forschung beitragen kann und muß.



Litteratur

Eine Sozialphilosophie. Dr. Ludwig Stein, Professor der Philosophie an der Universität Bern, hat eine Reihe von Vorlesungen „über Sozialphilosophie und ihre Geschichte“ unter dem Titel Die soziale Frage im Lichte der Philosophie herausgegeben (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1897). Das dicke Buch (791 Seiten) ist eine bedeutende Erscheinung, nicht wegen des Berges von Gelehrsamkeit, der darin aufgetürmt ist — ohne eine ganze Bibliothek hineinzuarbeiten, machen nun einmal unsre Professoren kein Buch mehr fertig, was aber mehr ein ruhmvolles Zeugnis für ihren Fleiß und ihre Gewissenhaftigkeit als ein Vortheil für die Leser ist —, sondern weil der Verfasser darin eine geschlossene Weltansicht entwickelt, der gegenüber man, zustimmend oder ablehnend, Stellung nehmen kann. Wir wollen es versuchen, ihre Umrisse zu zeichnen, und lassen uns auf eine Kritik, da sie zu weit führen würde, nicht ein.

Den Inhalt der Sozialphilosophie, die nichts anderes ist als die Philosophie überhaupt vom Standpunkte unsrer heutigen Erkenntnis, bilden die Formen und Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens; die Methode der Untersuchung ist von der im Reiche der Wissenschaft heute anerkannten Entwicklungslehre zu entlehnen. Diese Methode fordert, daß der Mensch und die menschliche Gesellschaft als reine Naturerzeugnisse angesehen werden, und der Geist in die Kausalreihe eingefügt werde. Aber die Kausalität schließt den Endzweck nicht aus, vielmehr wird die Welt von ihrer „immanenten Teleologie“ beherrscht. Zu untersuchen und darzustellen sind also: der Ursprung alles menschlichen Gemeinschaftslebens, der „geschichtliche Werdegang der sozialen Organismen,“ der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft, woraus sich die Aufgaben der Gegenwart ergeben. Eingefügt wird noch eine Geschichte der Sozialphilosophie.

Von den Formen des Zusammenlebens sind die einen relativ stabil; es sind das: Familie, Eigentum, Gesellschaft und Staat, die andern: Sprache, Recht, Religion, Technik, Kunst, Moral, Philosophie nennt Stein labil. (Hier können wir doch eine kritische Bemerkung nicht unterdrücken; der Familie und dem Staate kann man nicht Sprache, Religion und Technik, sondern nur Nation, Kirche und Kunst gleichordnen.) Die Untersuchung der Familie kommt zu dem Ergebnis: „Hat sich die Eihe, rein als natürlicher Evolutionsprozeß [soll wohl heißen, als Erzeugnis des Evolutionsprozesses] der Familie betrachtet, als gestaltveredelnd und rassenhebend erwiesen, dann hat sie dem Heutelebenden nicht bloß darum als rechtlich unantastbar zu gelten, weil Staat, Kirche und Moral sie fordern, sondern zu-

höchst deshalb, weil der Naturlauf selbst auf sie hingewiesen, ja hingedrängt hat.“ Wie im Geschlechtsleben, so tritt in der Entwicklung des Eigentums der von dem Endzweck der Entwicklung geforderte Zug zu immer strengerer Ausschließlichkeit hervor; hier jedoch nicht, ohne einen Gegenzug von entsprechender Stärke und damit ein Dilemma zu erzeugen: „Das feiner ausgebildete sittliche Gefühl unsrer Gegenwart ruft uns in allen Tonarten zu: unsre Gesellschaftsordnung, die einen solchen Massenpauperismus, der sich — im Unterschiede zu frühern Generationen — seines Glends bewußt ist, neben einem Milliardenreichtum erzeugt, der schließlich selbst an ökonomischer Herzverfettung zu Grunde gehen muß, taugt nichts; die Gerechtigkeit fordert gebieterisch eine Neuordnung in der Eigentumsverteilung. Dagegen ruft der Geist der Geschichte und der Sittlichkeit: diese Neuordnung darf die Institution des Privateigentums nicht ganz aufheben. Es giebt aber aus diesem Dilemma einen Ausweg, und dieser lautet: Nicht völlige Aufhebung des Privatbesitzes, wohl aber gleichmäßigere und eben damit gerechtere Verteilung des Eigentums sei das nächste soziale Ziel.“

In dem „Umriss einer Geschichte der Sozialphilosophie“ wird unter anderm gezeigt, daß die Alten die sozialen Probleme schon klar erkannt und gebührend gewürdigt haben, auch wird das Verhältnis der antiken Philosophie zum Christentum unsrer Ansicht nach richtig dargestellt. Bei der Behandlung des modernen Sozialismus, namentlich des Marxischen Systems, tritt, wie das die Natur des Buches mit sich bringt, das rein Ökonomische hinter dem Grundsätzlichen, namentlich hinter der Polemik gegen den geschichtlichen Materialismus, zurück. Den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft findet der Verfasser ethisch unerträglich und praktisch unhaltbar. „Solange dumpfe Gedankenträgheit den Prozeß der sozialen Evolution unbewußt fortgesponnen hat, oder theologische Berüstungen das erwachende soziale Empfinden durch einschläfernde Jenseitsgedanken eingelullt haben, mochte die Gesellschaft diesen schreienden Widerspruch dulden. Heute wird der zur Mitbestimmung über sein Schicksal politisch berufne vierte Stand und mit ihm die ethisch tiefer Denkenden unter den obern Ständen die absolute Herrschaft eines Begriffs [des Eigentumsbegriffs] nicht mehr dulden, nachdem man die absolute Herrschaft von Personen für immer beseitigt hat.“ Und er zitiert folgenden Ausspruch Huxleys: „Wenn keine Hoffnung auf einen großen Fortschritt in dem Zustande des größern Teiles der Menschheit vorhanden ist, so würde ich das Herannahen eines gütigen Kometen, der die ganze Geschichte wegsegte, mit Freuden begrüßen. Was hilft's denn dem menschlichen Prometheus, daß er das Feuer des Himmels gestohlen hat, wenn er dessen Sklave wird?“ Für seine Person jedoch lehnt Stein den Pessimismus in jeder Gestalt ebenso entschieden ab, wie den metaphysischen Optimismus eines Leibniz, den das Weltelend, für das er keine Empfindung hat, nicht hindert, die bestehende Welt für die beste aller Welten zu erklären, da eben ein gewisses Maß von Glend zu dieser besten Welt gehöre. Stein erklärt sich für den sozialen Optimismus, der dadurch gerechtfertigt sei, daß die sozialen Empfindungen ein Erzeugnis der Entwicklung seien und sich im Verlaufe der Zeiten stetig verstärkt, verfeinert und ausgebreitet hätten. Daraus sei die Hoffnung zu schöpfen, daß sie sich auch weiter verstärken, verfeinern und ausbreiten und die sozialen Ungerechtigkeiten überwinden würden. An Reformen schlägt er nichts andres vor, als was schon längst, auch in den Grenzboten, unzähligemal vorgeschlagen worden ist: ein Steuersystem, das, namentlich durch hohe Erbschaftsteuer, die unmäßige Anhäufung von Reichtümern erschwert, Brechung der Macht der Privatmonopole durch Staatsmonopole, Verstaatlichung der gesundheitschädlichen und gefährlichen Betriebe,

kräftigen Arbeiterschutz, Koalitionsfreiheit der Arbeiter, Pflege der mancherlei Mischformen von Privat- und Kollektiveigentum, kurz, Förderung jenes Prozesses der Sozialisierung des Eigentums, der vor dem Austausch der modernen sozialpolitischen Ideen und unabhängig von diesen von selbst in Fluß gekommen ist; steuert doch „selbst der moderne Staat, der angebliche Hort des individuellen Kapitalismus, mit vollen Segeln immer tiefer in den Kollektivismus hinein. . . . Mit der den Kerninhalt des Christentums ausmachenden Lehre der Gleichheit aller vor Gott war zum erstenmale Bresche gelegt in das enge Clan- und Stammesbewußtsein und das ausschließende Nationalgefühl der alten Welt. Der soziale Niederschlag dieser christlich-demokratischen Lehre der Gleichheit aller vor Gott erfolgt mit der großen französischen Revolution in der politischen Lehre der Gleichheit aller vor dem Gesetz. Die Gleichheit aller in Schule und Heer ist nur eine weitere Abschattung dieses unaufhaltsam fortwirkenden und immer intensiver um sich greifenden Egalisierungsprozesses, dessen oberste logische Spitze die von den Sozialisten geforderte soziale und ökonomische Gleichheit aller ist.“ Aber eben nur die logische Spitze, nicht die der wirklichen Entwicklung; diese hat natürlich überhaupt keine Spitze, sondern beseitigt nur eben, die Richtung auf jenes Ziel einhaltend, von Zeit zu Zeit die gar zu schreienden Ungleichheiten; wirkliche ökonomische Gleichheit ist nicht möglich. Die dem Prozeß widerstrebenden Besitzenden, meint der Verfasser, könnten durch zweierlei dafür gewonnen oder wenigstens zum Aufgeben des Widerstands dagegen bewegt werden, erstens dadurch, daß die Gesetzgebung mehr und mehr von der wissenschaftlichen Einsicht in die Notwendigkeit, Unabwendbarkeit und Heilsamkeit der Reformen bestimmt wird, dann dadurch, daß „wir ohne Schmälerung der Rechte Lebender nur in die Rechte Spätergeborener eingreifen, die in die von uns zu schaffende Rechtsordnung hineingeboren werden und in diese hineinwachsen.“ Dieser Eingriff soll darin bestehen, daß der Staat alle noch unentdeckten unterirdischen Güterquellen und alle Wasserkräfte, die sich industriell verwenden lassen, in Beschlag nimmt und sich die Ausbeutung aller zukünftigen Erfindungen vorbehält; würden z. B. alle neuen Beleuchtungsarten ebenso verstaatlicht wie das Telephon, so könnten sie nicht zur Anhäufung großer Spekulationsgewinne mißbraucht werden, wie das beim Luerschen Glühlicht geschieht. Allerdings bedeutet die Verstaatlichung nur in solchen Ländern einen Fortschritt, die sich, wie Deutschland, eines sittlich lautern, unbeflecklichen Beamtentums erfreuen; in Ländern wie Italien würden Staatsmonopole die sozialen Übel vermehren. Wird man, sagt der Verfasser S. 584, „diesen Reformvorschlägen den Vorwurf machen, daß sie nichts Neues enthalten, so werde ich in diesem Vorwurfe die willkommene Bestätigung der Richtigkeit dieser Vorschläge erblicken. Zielen doch meine an der Hand der philosophischen Betrachtung des Weltverlaufs gereiften Einsichten und auf Grund der soziologischen Prüfung der in der Gesellschaft wirksamen Kräfte erwachsenen Vorschläge gerade darauf ab, alles Radikalneue als naturwidrig, weil der Kontinuität in der gesellschaftlichen Evolution widersprechend, dadurch zu verhüten, daß man es überflüssig macht. Gehen wir doch hier vielmehr nur der latenten Tendenz aller sozialen Entwicklung nach. Je weniger fremdartig und überraschend also meine Vorschläge den Leser anmuten, um so größer ist die Gewähr, daß ich mich nicht bloß auf dem richtigen, sondern sogar soziologisch einzig gangbaren und zum Ziele führenden Wege befinde.“

Das Ziel, dem die immanente Teleologie der Entwicklung in der menschlichen Gesellschaft ehemals ohne die bewußte Mitwirkung der Menschen zugestrebt hat, das aber jetzt, nach erlangter Einsicht in den Prozeß, mit bewußter Absicht plan-

mäßig zu fördern ist, kann als der soziale Kulturstaat bezeichnet werden, in den der Zwangsstaat allmählich überzugehen hat. In diesem Kulturstaat muß der Typus Mensch seine höchste mögliche Vollendung erlangen, muß jedem Menschen durch den Zugang zu allen Bildungsmitteln die Möglichkeit dargeboten sein, nach dieser Vollendung zu streben, und müssen daher auch alle solche Ungleichheiten beseitigt sein, die dem einen einen weiten Vorsprung in der Konkurrenz sichern, dem andern schon den Eintritt in die Rennbahn versperren. Die Hauptaufgabe fällt bei dieser Umwandlung dem Recht zu, das in der Sozialisierung des Denkens und Empfindens mehr leistet als Religion und Moral; doch sind selbstverständlich auch diese beiden nicht überflüssig, sie haben, gleich den übrigen idealen Mächten, nicht nur im Sozialisierungsprozeß mitzuwirken, sondern selbst von ihm eine bedeutende Umwandlung zu erleiden. Die Religion muß selbst sozial werden. „Unter sozialer Religion verstehen wir*) negativ die allmähliche Überwindung der lebensverneinenden buddhistischen Elemente innerhalb der historischen Religionen, welche die Daseinsfreude schwächen und die Lebensenergie lähmen, positiv die bewußte und planmäßige, durch die Religionen einzuschärfende Unterordnung des Individuums unter die ewigen Interessen der menschlichen Gattung. Dienten die historischen Religionen bisher vornehmlich als Vermittlerinnen zwischen Individuum und Universum (Gott), so sollen sie in Zukunft**) ihren Horizont verengern und die Mittlerrolle zwischen Individuum und menschlicher Gattung auf Grund wissenschaftlicher Imperative pflegen. Wenn die Statistik uns z. B. lehrt, wie groß die Morbidität und Mortalität, insbesondere die Kindersterblichkeit, in Industriezentren im Gegensatz zum Feldarbeitertum ist, oder die Moralstatistik uns nachweist, wie die Zahl der Verbrechen und Selbstmorde von der Witterung, dem Ausfall der Ernte und Handelskrisen abhängig ist, oder endlich Demographie und soziale Hygiene uns darüber aufklären, wie die Fortpflanzung von hysterischen, Psychopathen, Rückenmärkern(!), Syphilitikern, Phthisikern und allen sonstigen hereditär Belasteten die kaukasische Rasse degenerieren, indem sie alle diese Krankheitsstoffe perpetuieren und dadurch den Typus Mensch physiologisch und psychisch herabdrücken, so hätte eine soziale Religion aus der Akkumulierung dieser Thatfachen neue Imperative für das religiöse Verhalten des Menschen zu schmieden.“ Die Wissenschaft selbst nun freilich, von der Gesetzgebung und Religion in Zukunft ihre Imperative empfangen sollen, setzt den Verfasser einigermaßen in Verlegenheit. Ihn empört die Frechheit, mit der ein Bebel die ganze „bürgerliche“ Wissenschaft als eine dem Kapital verkaufte Akerwissenschaft darstellt, er muß aber zugestehen, daß sich die Wissenschaft in einem Zustande der Verwirrung und Auflösung befindet, die den Angriffen einerseits eines Bebel, andererseits eines Brunetiére einen Schein von Berechtigung leiht; das unglückselige Spezialistentum führe dahin, daß die Fachgelehrten den Zusammenhang unter sich und mit den Vertretern der allumfassenden Philosophie verlören, und gleichzeitig bekämpften einander die Vertreter ein und derselben Fachwissenschaft aufs heftigste. Er fordert deshalb einen „Areopag von Forschern und Denkern,“ eine „Universalakademie,“ deren Beschlüsse den wissenschaftlichen Imperativen Autorität verleihen sollen.

*) Soll heißen: Unter Sozialisierung der Religion verstehen wir usw.

**) Ist das ein schweizerischer Ausdruck? Der Verfasser hat noch andre solche Eigentümlichkeiten, z. B. die austeilende Gerechtigkeit des Staates muß darauf abstellen (S. 205), warum soll die soziale Hygiene nicht darauf abstellen (S. 715). Auch Stammler gebraucht abstellen in diesem Sinne, aber, wie „darauf abgesehen haben“ mit es: „Soweit man auf die Frage es abstellt.“ (Wirtschaft und Recht S. 328.)

Bei einer neuen Ausgabe werden die zahlreichen Zitate nachzuprüfen sein; der zweite der Aussprüche Machiavellis, die Stein S. 280 zitiert, findet sich nicht im 56. Kapitel des ersten Buchs der Discorsi, und auf S. 653 zitiert er sich selbst ungenau: von einem „Napoleon des Sozialismus“ hat er nicht S. 426, sondern S. 428 seines Buches gesprochen.

Pädagogisches. Ein amerikanischer Schulmann, der die Verhältnisse in Deutschland studirt hat, trägt seine Eindrücke in einem gutgeschriebnen Heftchen vor: Individualität, pädagogische Betrachtungen von Karl Knorz (Leipzig, Eduard Heinrich Mayer). Auf seinen Grundsatz, der sich in dem Titel ausspricht, ist er geführt worden durch die schablonenhafte Gleichmacherei der amerikanischen Schulpraxis, unsre deutschen Schäden in dieser Hinsicht drücken ihn nicht so, wie jemanden, der sie noch näher kennen gelernt hat; gegen Amerika gehalten mag der leicht rosafarbne Anstrich, den er hierin anwendet, gerechtfertigt sein. Den von unsern Pädagogen angebeteten Herbert Spencer mag er nicht, weil seine Pädagogik zur Selbstsucht führe (womit übrigens die Engländer recht weit in der Welt gekommen sind, weswegen Spencers Methode für die dortigen Verhältnisse die richtige sein wird). Die Art, wie der Verfasser das Individualisiren, das Freiheitlassen in der Erziehung empfiehlt, hat unsern vollen Beifall. Als wir noch Kinder waren, trug sichs regelmäßig zu, daß, wenn eins gestraft wurde und die Mutter dazu von „unartigen Kindern“ deklamirte, unsre alte Kinderfrau nachträglich erklärte: „Ach was, unartig, Kinder müssen nur ihren Willen haben, dann sind sie von selbst artig.“ Der Satz ist zwar in der Kinderstube nicht durchführbar, aber für die vielen Erwachsenen, die immer und ewig an den Kindern herumkorrigiren, darunter auch die Berufspädagogen, enthält er doch ein Teil Wahrheit. Denen empfehlen wir das Büchlein aufs wärmste. Wir selbst haben es mit großem Vergnügen gelesen.

Zur Überbürdungsfrage von Dr. G. Kraepelin, Professor der Psychiatrie in Heidelberg (Zena, G. Fischer). Nach dem Titel der Schrift und dem Namen des Verfassers weiß wahrscheinlich jeder Pädagoge, was er in dieser Broschüre zu erwarten hat. Sind die Verhältnisse wirklich so schlimm? Und wenn das der Fall ist, so beschränkt sich ja selbstverständlich das Übel nicht auf die Stellen, auf die der Verfasser seine Untersuchung gerichtet hat. Wir wissen es nicht, aber daß es überhaupt eine Wissenschaft giebt, die mit peinlicher Genauigkeit an den Fehlern von Hunderten von Schulheften festzustellen sucht, bis zu welchem Punkte die Marter, ohne die nun einmal kein sterblicher Mensch klug und weise wird, gerechtfertigt, von welchem an sie Pedanterei sind und Sünde, begangen am Leben und an den Kräften, die für Besseres und Wichtigeres aufgespart werden sollten: das ist doch wohl schon bezeichnend genug. Und die Schulmänner, die meinen, es gebe diese Art von „Überbürdung“ nicht, hätten wirklich die Pflicht, den Gegenbeweis zu führen, wenn sie es können! Wir für unsre Person wissen nur folgendes dazu zu sagen. Es giebt jetzt so viel gute Schulbücher für Volksschulen sowohl wie für höhern Unterricht, daß es jemandem, der dabei an seine eigne Kindheit zurückdenkt, ein wahres Vergnügen macht, darin zu blättern. Daraus muß sich aber nun doch auch viel leichter lernen lassen, als damals — also hätte doch unsre Pädagogik hier entschieden eine Last erleichtert. Nun ist aber bekanntlich die moderne Wissenschaft der Pädagogik seit geraumer Zeit beflissen, auch die Menschen, die das Unterrichten nach solchen Büchern besorgen, so auszubilden — und zwar durch Einrichtungen, die für viele sehr unbequem und peinlich sind,

wie die pädagogischen Seminare für künftige höhere Lehrer —, daß sie nach einer bessern Methode unterrichten, als früher, wo alles mehr dem Zufall und dem Ungefähr überlassen wurde. Selbstverständlich aber müßte diese bessere Methode das früher erreichte leichter leisten können, mit denselben Kräften aber mehr, und mit größerer Anstrengung der Schüler sogar sehr viel mehr, als früher erreicht wurde, sonst wäre sie eben keine „bessere“ Methode. Da liegt der springende Punkt: hat die moderne Pädagogik, von der so viel Wesens gemacht wird, den alten unsaubern Geist, wie sie selbst meint, richtig ausgetrieben, oder ist selbiger Unhold, nur in einem andern Kleide, längst wieder da, mit einigen von den bekannnten sieben andern Geistern, die es nun ärger treiben, als es vorhin war? Ganz gewiß ist dieses der Fall, wenn der Verfasser Recht hat. Die Frage zu beantworten ist aber sehr der Mühe wert. Nicht darauf kommt es an, ob die moderne Methode sich selbst für notwendig erklärt (wie die Schlange in der Ornamentik einen Ring bildet, dadurch daß sie sich selbst in den Schwanz beißt), sondern darauf, ob sie nach der Meinung der Menschen überhaupt die Sache erleichtert oder nicht.

Es wird zulässig sein, eine Mitteilung höherer Ordnung hier anzureihen, weil sie doch auch eine Art Pädagogik vertritt: 1797 und 1897, eine Rede zur Zentenarfeier von Theodor Vitz, Professor der klassischen Philologie (Marburg, Elwert). Der Verfasser führt in einer bei deraartigen Erinnerungskundgebungen neuen und sehr originellen Weise, durch kurzes Hinweisen auf eine Menge einzelner Punkte höchst lebendig vor Augen, wodurch sich der Gesichtskreis der Menschen von 1797 von dem der heutigen unterschied, dem wir noch hinzufügen möchten, daß sie damals auch noch keine so feine deutsche Rede von einem Professor der Philologie hätten hören können. Wir rechnen es ihm hoch an, daß er das Verdienst des siecle littéraire gegenüber den genialen Erfindungen der heutigen Naturwissenschaft ins Licht gestellt hat. Denn „wer würde ein Litteraturwerk von gestern und heute mit den Werken jener Zeit zu vergleichen wagen? Und auch jene Zeit hat in den Naturwissenschaften Erfindungen gesehen, die damals epochemachend waren.“

Historische und politische Aufsätze. Von H. von Treitschke. Vierter Band: Biographische und historische Abhandlungen vornehmlich aus der neuern deutschen Geschichte. XII und 664 S. Leipzig, Hirzel 1897

Der vorliegende Band, im Auftrage der Hinterbliebenen Treitschkes von Erich Riesegang zusammengestellt, bietet eine Nachlese zu den ersten drei Bänden der Aufsätze. Sie will nicht vollständig sein; sie hat leicht zugängliche Arbeiten, wie die im Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater und solche, die als unmittelbare Vorarbeiten zur deutschen Geschichte mit geringern Veränderungen in diese übergegangen sind, ausgeschlossen, dagegen besonders die in Zeitschriften oder gar in Tagesblättern verborgnen in chronologischer Reihenfolge (von 1858 bis 1896) vereinigt, also ohne Rücksicht auf sachliche Ordnung. Im Anhang folgt eine Anzahl von Rezensionen (126) aus dem Litterarischen Zentralblatt vom Jahre 1858 an bis 1867, namentlich solche, in denen die Eigenart des Verfassers besonders zum Ausdruck kommt. Stofflich betrachtet setzt dieser vierte Band ebensowohl die Aufsätze wie die Deutschen Kämpfe fort. Unter den biographischen Arbeiten sind die hervorragendsten: Gottfried Keller, Stein, A. L. von Rochau, Königin Luise, Aus den Papieren des Staatsministers von Moß (eines der Lieblinge Treitschkes), Max Dunder, vor allem der herrliche über S. Pufendorf, wo er eine ihm selbst wahlverwandte Natur mit den lebendigsten Farben geschildert hat. Eine zweite Gruppe

gehört dem politisch-historischen Gebiet an: Die Grundlagen der englischen Freiheit, eine Jugendarbeit aus dem Jahre 1858, die schon den ganzen Mann zeigt, das Selfgovernment mit besondrer Beziehung auf Preußen, Kanzleistil aus den Napoleonischen Tagen (Huldigungsbriefe deutscher Fürsten an Napoleon I.), Zur Geschichte der sächsischen Politik 1806, Aus den Zeiten der Demagogenverfolgung, endlich die letzte größere Arbeit, ein Probestück von dem, was der sechste Band der Deutschen Geschichte geworden sein würde: Das Gefecht von Eckernförde. Eine dritte Gruppe bilden rein politische Artikel, bestimmt, aus der Gegenwart auf die Gegenwart zu wirken, so zwei Korrespondenzen aus Süddeutschland (München) vom Jahre 1861, die gerade heute, wo sich wieder unerfreuliche und thörichte Verstimmungen und Vorurteile hervorwagen, sehr beherzigenswert sind, die Zustände des Königreichs Sachsen unter dem Deutschen Regiment (1862), die mit den heutigen glücklicherweise keine Ähnlichkeit mehr haben, und Noch eine Scholle welfischer Erde (Braunschweig, 1874). Endlich wird, was höchst dankenswert ist, eine Reihe von kurzen Ansprachen und längern Reden an großen historischen Gedenktagen mitgeteilt: Luther und die deutsche Nation, Zur Vorfeier des siebenzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck, Beim Tode Kaiser Friedrichs, Moltke und das deutsche Heer, Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Alle sind ausgezeichnet durch freie, unbefangene Auffassung der Dinge, die markige Charakteristik und den Schwung der Sprache. Wie lächerlich erscheint gerade ihnen gegenüber der immer wieder gern wiederholte Vorwurf, Treitschke sei kein „echter“ Historiker gewesen, weil ihm die „Objektivität“ gefehlt habe! Von diesem Gesichtspunkte aus verdienen freilich auch Männer wie Ludwig Häusser, Heinrich von Sybel, Theodor Mommsen und vor allem ein gewisser Tacitus diese Bezeichnung nicht, denn auch in ihren Werken kommt eine kraftvolle Subjektivität zur Erscheinung, sie hassen und lieben mit ihren Menschen, und eben die Persönlichkeit macht, wie den großen Schriftsteller überhaupt, so auch den großen Historiker. Dazu hat sich Treitschke ebenso offen bekannt, wie zu dem andern Kernsage, daß die Aufgabe aller Geschichtschreibung stets gewesen sei und heute noch sei, „unserm Geschlechte ein denkendes Bewußtsein seines Werdens zu erwecken,“ daß sie also, da sich dies Werden in der Welt der sittlichen Freiheit vollziehe, und die Völker nur in politischen Ordnungen, in Staaten zu vollenden Persönlichkeiten werden, die Thaten der Staaten und ihrer führenden Männer in den Vordergrund zu stellen habe, daß sie aber, da der Staat nur in der Wechselwirkung mit dem gesamten Volksleben begriffen werden könne, auch die Mannichfaltigkeit des Kulturlebens schildern müsse (Die Aufgabe des Geschichtschreibers. Vorbemerkung bei Übernahme der Redaktion der Historischen Zeitschrift 10. Oktober 1895). Wer dies Sachverhältnis umkehren und die politische Geschichte in den Hintergrund schieben, die historische Bewegung nur aus unpersonlichen „Strömungen“ und dergleichen erklären will, der ist, er mag es sich und andern zugestehen oder nicht, im tiefsten Grunde Marxist und Materialist. Möge das Vorbild Treitschkes, den freilich diese neuerdings so anspruchsvoll auftretende Richtung überhaupt nicht verstehen kann, mit dazu beitragen, die alte, aber darum wahrlich nicht veraltete politisch-idealistische Richtung unsrer deutschen Geschichtschreibung siegreich zu behaupten!



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig